

UTOPIA

Die Matrix-Maschine

Hat das Leben einen Sinn?

»Ich will dir sagen, warum du hier bist. Du bist hier, weil du etwas weißt. Etwas, das du nicht erklären kannst. Aber du fühlst es. Du fühlst es schon dein ganzes Leben lang, dass mit der Welt etwas nicht stimmt. Du weißt nicht was, aber es ist da. Wie ein Splitter in deinem Kopf, der dich verrückt macht. Dieses Gefühl hat dich zu mir geführt!«

Irgendetwas stimmt nicht mit der Welt, aber suchen Sie diese Sätze nicht in einem Werk über die Geschichte der Philosophie. Sie werden sie nicht finden. Ihr Urheber ist Morpheus, eine Figur in dem Film Matrix der beiden Brüder Andy und Larry Wachowski. Der Streifen war ein großer Kino-Erfolg im Jahr 2000 – und das völlig zu Recht. Selten hat es einen so philosophischen Film über Sein und Nicht-Sein gegeben, vergleichbar allenfalls mit Jean Cocteau's Orphée aus dem Jahr 1949.

Der Film erzählt die Geschichte des Computer-Hackers Neo, der von dem oben genannten Morpheus erfährt, dass die Welt, in der er und alle anderen Menschen zu leben glauben, nicht die wirkliche Welt ist; es ist eine Scheinwelt, ein virtueller Raum, geschaffen von vernetzten Computern: die Matrix. Nachdem die Menschheit den Planeten Erde unbewohnbar gemacht hat, haben die Computer die Weltherrschaft angetreten. Sie übernehmen das Kommando, erzeugen die Matrix und nutzen die Menschen dabei als Energiequelle. Um sie ausbeuten zu können, legen sie sie in Behälter, die mit einer Nährflüssigkeit gefüllt sind, und gaukeln ihnen ein Traumleben vor. Durch Morpheus aufgestachelt, befreit sich Neo in einem langen und schwierigen Kampf aus der Matrix. Am Ende schwingt er sich zu einer Art Christusfigur, einem Erlöser der Menschheit auf.

Der Film ist einer ganzen Reihe von Vorbildern verpflichtet, vor allem den Romanen Sterntagebücher und Also sprach Golem des polnischen Science-Fiction-Autors Stanislaw Lem. Das Motiv vom Leben in einer virtuellen uneigentlichen Welt findet sich auch in dem Roman Simulacron – Drei des amerikanischen Autors Daniel Galouye, der gleich zweimal verfilmt wurde. Außerdem spielt er mit Gedanken des französischen Philosophen Jean Baudrillard und bedient sich einer ganzen Kette von Motiven aus der christlichen Gnosis. Das Copyright für die Idee, dass alles Dasein auf Erden nur ein uneigentliches Dasein ist, haben aber weder die Wachowski-Brüder noch Galouye, Lem oder Baudrillard. Es gebührt dem griechischen Philosophen Platon.

In seinem berühmten »Höhlengleichnis«, im siebten Buch seines Hauptwerkes Politeia, beschreibt Platon um das Jahr 370 vor Christus herum ein seltsames Szenario: Eine Gruppe von Menschen lebt von Kindheit an in einer unterirdischen Höhle. Festgebunden an eine Felswand, können sie weder ihre Köpfe noch ihre Körper bewegen, sondern nur auf die ihnen gegenüber liegende Höhlenwand blicken. Alles Licht stammt von einem Feuer, das hinter ihnen brennt. Zwischen dem Feuer und ihren Rücken werden Bilder und Gegenstände vorbeigetragen, die Schatten an die Wand werfen. Die Gefangenen sehen nur diese Schatten der Gegenstände sowie ihre eigenen Schatten und die ihrer Mitgefangenen. Selbst wenn die Träger der Gegenstände sprechen, klingt es, als sprächen die Schatten selbst. Ohne das Wissen von dem, was tatsächlich hinter ihrem Rücken jenseits ihrer Wahrnehmung vor sich geht, halten die Höhlenbewohner die Schatten für die einzige und wahre Welt. Und aus diesem Dasein gibt es keine Erlösung. Ein Gefangener, der befreit ans Tageslicht käme, würde nach einer Weile zwar durchschauen, was in der Höhle gespielt wird. Aber er kann die anderen nicht aufklären, weil das, was er erzählte, jenseits ihrer Vorstellung läge. Der Erleuchtete

erntete Spott und Gelächter, man würde »von ihm sagen, er sei mit verdorbenen Augen von oben zurückgekommen«. Damit ihnen nicht dasselbe Schicksal widerfährt, brächten sie von nun an vorsorglich jeden um, der sie erlösen wollte.

Nun hatte Platon mit seinem Gleichnis alles andere im Sinn als ein gutes Drehbuch für einen Science-Fiction-Film oder Psycho-Thriller. Es wollte schlicht zeigen, dass der philosophische Verstand sich vom sinnlich Wahrnehmbaren schrittweise lösen und befreien müsse, um zur wahren Natur der Dinge voranzuschreiten. Platon schätzte die sinnliche Erkenntnisfähigkeit deutlich weniger als die abstrakte Vernunft. Gleichwohl wurde er mit seinem Höhlengleichnis zum Vater aller Matrix-Visionen. Und bei diesen sollten wir auch noch ein wenig verweilen. In Matrix sprengt sich Neo aus seinem uneigentlichen Leben heraus, obwohl es ihm darin augenscheinlich gar nicht so schlecht geht. Doch warum? Man könnte den Fall sogar noch weiter ausspinnen, als es im Film geschieht, indem man das Leben in der Matrix geradezu als Paradies ausmalt. Während der Mensch an die Matrix angeschlossen ist, kann er freiwillig wählen, was für ein Leben er haben möchte. Man kann als George Clooney oder Scarlett Johansson durch ein phantastisches Leben turnen, man kann als Ronaldinho oder Kaká die Tore seines Lebens schießen und jeden Tag neben dem Partner seiner Träume einschlafen. Doch anders als im Film Matrix weiß der Angeschlossene in unserem Beispiel, was er sich gewünscht hat – er weiß, dass diese Welt nicht echt ist, obwohl sie sich vollkommen echt anfühlt. Wie hoch meinen Sie, ist die Chance, dass man unter solchen Umständen dauerhaft leben will?

Vielleicht halten Sie es zunächst für eine irgendwie beglückende Erfahrung – eine Art Second Life ohne Risiko und mit Ganzkörperbeteiligung. Aber für immer und ewig? Was wäre das für ein Leben, in dem man pausenlos Erfolg hätte? In dem zu jedem Zeitpunkt alles für einen bereitsteht, damit man auch ja glücklich ist? Ein schreckliches Leben!

Es gibt also ganz offensichtlich etwas Wichtigeres als Glück, denn ein garantiertes Glück würde uns entsetzlich langweilen. Im Leben erhält alles seinen Wert durch den Kontrast. Viel Glück kann man sich wünschen, immerwährendes Glück eher nicht. Der irische Dichter und Dramatiker George Bernard Shaw, der ein kluger Philosoph war, wusste dies längst: »Glück ein Leben lang! Niemand könnte es ertragen; es wäre die Hölle auf Erden.« Aber es ist nicht allein der Terror des einförmigen Glücks, der ein Leben in der Matrix so unheimlich macht. Schlimmer noch ist die Vorstellung, dass man nicht selbst über sein Leben entscheiden kann. Selbstbestimmung ist ein so wichtiges Gut, dass ein fremdbestimmtes Glück für die meisten Menschen keine verlockende Vorstellung ist. Sein Glück muss man sich also selbst schaffen und erarbeiten, geschenktes Glück dagegen verliert seinen Wert. Welche Bedeutung hätten Siege, wenn man nicht auch verlieren könnte? Und wie langweilig sind Bücher, bei denen man schon weiß, dass alles ohne jeden Zweifel genau so gut ausgeht, wie man es sich wünscht? Das Glück besteht also, wie der russische Schriftsteller Leo Tolstoi sagte, »nicht darin, dass du tun kannst, was du willst, sondern darin, dass du immer willst, was du tust«.

Ich weiß nicht, ob Sie das überzeugt, aber für mich ist Tolstois Antwort sehr nahe an dem, was man so gerne den »Sinn des Lebens« nennt. Allerdings lehnen es viele Philosophen heute ab, sich ernsthaft damit zu befassen. Für sie verknüpft sich dieses Thema mit populistischen Ratgebern oder flacher Esoterik. Die Sinnfrage, ehemals so etwas wie E-Musik, ist heute U-Musik geworden. Gleichwohl aber war sie einmal sehr wichtig. Als die Griechen vor mehr als 2400 Jahren das Fundament dessen legten, was heute die abendländische Philosophie heißt, versuchten sie genau diese Frage zu beantworten – obwohl es im Altgriechischen keine direkte Entsprechung zu dem gibt, was man auf Deutsch den »Sinn des Lebens« nennt. Doch die Frage war im Grunde identisch: Worauf kommt es an? Worauf mehr und worauf weniger?

Wir sind in diesem Buch vielen Philosophen begegnet, die gleichwohl, jeder auf seine Art und

Weise, eine direkte oder indirekte Antwort auf diese Frage versucht haben. Und wie am Ende eines Theaterstücks alle Schauspieler sich verbeugen, sollen hier einige von ihnen noch einmal im Schnelldurchgang zu Wort kommen.

Philosophen vor der Neuzeit, zum Beispiel Descartes, beschäftigten sich mit dem Thema nicht. Für sie war der allgemeine Sinn der Welt keine Frage des Menschen, sondern eine bereits gegebene Antwort Gottes. Wer im Mittelalter, in der Renaissance und im Barock lebte, brauchte sich also um die Sinnfrage nicht zu sorgen. Die Kirche sagte ihm, was Gottes Ideen und Absichten mit dem Menschen waren, und damit war es gut. Erst jene Wende, die anstelle der von Gott vorgegebenen Weltordnung unser Bewusstsein in den Mittelpunkt der Welt rückte, führte unmittelbar zur Sinnfrage. Die eigentliche Beschäftigung mit dem Sinn des Lebens beginnt also erst am Ende des 18. Jahrhunderts und zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

Für Immanuel Kant lag die Bestimmung des Lebens darin, seine moralische Pflicht zu erfüllen. Das ist, wie schon gesagt, ziemlich mager. Für Jean-Jacques Rousseau war sie, gemäß seiner eigenen Natur leben zu können und zu dürfen. Der Mensch sollte nie tun müssen, was er nicht tun will. Für Jeremy Bentham bestand sie in möglichst großer Lust für sich selbst und für andere. William Paley erkannte den Sinn des menschlichen Lebens in einer möglichst großen Zahl »nützlicher Werke«.

Einen richtigen Boom erlebte die Frage in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Die philosophischen Nachfolger Kants, Fichtes und Hegels standen etwas ratlos vor den Monumentalwerken ihrer Vorgänger und zuckten die Achseln. So gewaltig die Philosophie zuvor aufgetrumpft hatte und sich zur Generaldisziplin erklärt hatte, alle Fragen des Lebens zu klären, so wenig ließ sich daraus ersehen, was denn nun ein gelingendes Leben sein sollte. Es waren riesige Gebäude an Gedanken, aber sie ruhten allesamt auf einem schmalen Fundament an lebenspraktischer Einsicht.

Arthur Schopenhauer, Sören Kierkegaard, Ludwig Feuerbach und auf indirekte Weise auch Karl Marx versuchten jeder auf seine Art die Frage neu zu beantworten. Schopenhauer bestritt mit Nachdruck, dass der Mensch da sei, »um glücklich zu sein«. Da er der unbändige Sklave seines Willens ist und bleibt, besteht für einen freien und höheren Sinn wenig Spielraum. Einzig die Kunst, besonders die Musik, bereite dem Menschen ein höheres Vergnügen. Auch Friedrich Nietzsche und Sigmund Freud knüpften daran an. Für sie war bereits die Frage nach dem Sinn des Lebens ein Ausdruck körperlicher oder geistiger Schwäche. Ein gesunder Mensch braucht keinen höheren Lebenssinn. Was er braucht, um glücklich zu sein, sind Musik (Nietzsche) oder Liebe und Arbeit (Freud). Für Ernst Mach löste sich die Frage nach dem Sinn des Lebens mit dem Ich zugleich auf. Wenn der Schmetterling nicht mehr das gleiche Ich hat wie die Raupe, das Kind ein anderes als ein alter Mann, dann lohnt es sich nicht mehr, über alles Leben einen gemeinsamen Sinn zu stülpen. Das Gefühl für die wirklich wichtigen Fragen – Mach nannte dies »Denkökonomie« – schlägt um den »Sinn des Lebens« einen weiten Bogen.

Die Meisterdenker des 20. Jahrhunderts fielen also vor allem dadurch auf, dass sie klare Antworten ablehnten und sich für nicht zuständig erklärten. Ein besonders prägnantes Beispiel dafür ist Ludwig Wittgenstein. Für ihn gehörte die Frage nach dem Sinn des Lebens ins Fach der »unsinnigen Fragen«. Der Natur der Frage nach gebe es darauf keine positive Antwort. »Denn selbst Menschen, denen der Sinn des Lebens nach langen Zweifeln klar wurde«, könnten »nicht sagen, worin dieser Sinn« besteht. Für Sartre dagegen besteht der Sinn des Lebens darin, sich durch sein Tun selbst zu verwirklichen. Da die Welt im Ganzen keinen Sinn hat, steht es mir frei, meinen eigenen Sinn zu stiften. Als work in progress kommt, verweilt und vergeht er mit dem einzelnen Menschen. Für Peter Singer allerdings ist eine solche Sinnstiftung asozial. Für ihn kommt es darauf an, den Stein des Guten ein Stück weiter zu rollen und die Welt »zu einem besseren Ort zu machen«.

Evolutionsbiologische Erklärungen des Lebenssinns gibt es auch, aber man sollte sie besser meiden. »Anpassung und Mutation« – für den amerikanischen Bio-Philosophen Daniel Dennett gelten diese beiden Prinzipien der Evolution auch für alle Fragen menschlicher Kultur: Natur-Sinn gleich Menschen-Sinn. Für einen Soziologen wie Niklas Luhmann ist das Unsinn, denn »Sinn« entsteht erst durch Kommunikation. Der Sinn ist eine raffinierte evolutionäre Errungenschaft speziell des Menschen, denn die symbolische Kommunikation durch Sprache lässt sich nicht auf das Streben der Gene nach »Fitness« und entsprechender Nachkommenschaft zurückführen. Der Mensch ist nicht einfach Natur. Ansonsten wäre er wohl auch kaum in der Lage, mit Hilfe der Technik die eigenen Lebensgrundlagen zu zerstören – ein klarer Widerspruch gegen die biologische These von der Anpassung als einem allgemeinen Lebensprinzip.

Dass auch die Hirnforschung die Frage nach dem Sinn des Lebens nicht beantworten kann, liegt auf der Hand. »Sinn« ist keine wissenschaftliche Maßeinheit, kein Gegenstand und auch kein elektrophysiologischer Prozess. Der Sinn ist sich selbst also unsichtbar. Oder anders gesagt: Auch der Waage bleibt ihr eigenes Gewicht verborgen.

Die Frage nach dem Sinn des Lebens kann heute nur noch subjektiv beantwortet werden: Welchen Sinn sehe ich in meinem Leben? Der Grund dafür ist einfach. Sinn ist keine Eigenschaft der Welt oder der Natur, sondern eine typisch menschliche Konstruktion. »Sinn« ist ein Bedürfnis und eine Idee unserer Wirbeltiergehirne. So gesehen kann es nicht darum gehen, einen Sinn in der Welt zu finden, sondern wir müssen ihn uns geben. Die Sinnfrage ist also eine menschliche Frage. Selbst wo nach objektivem Sinn in der Natur gefragt wird, geschieht dies immer nach menschlichen Vorstellungen. Und diese sind abhängig von unserem Bewusstsein, das heißt der menschlichen Logik und der menschlichen Sprache.

Der möglicherweise wichtigste Grund für unser Sinnbedürfnis ist das Wissen, dass wir einmal sterben werden. Kein schöner Gedanke für ein Gehirn, dass es Tag für Tag, Stunde um Stunde und Sekunde um Sekunde seinem Erlöschen entgegengeht. Manche Paläoanthropologen verwenden genau jenes Wissen als Grenze zwischen Tieren und Menschen.

Die Frage nach dem Sinn ist also eine Frage unter speziellen, allein menschlichen Vorzeichen. Und sie ist, wie jede menschliche Erkenntnis, abhängig von persönlichen Erfahrungen. Deshalb finden wir eben auch nur maximal unseren eigenen Lebenssinn. Aber warum reden wir dabei so gerne von dem Sinn des Lebens? Und warum sollte das Leben nur diesen einen Sinn haben? Auch das Bedürfnis nach dem einen und einzigen ist sehr menschlich. Offensichtlich denken wir viel gründlicher über den Sinn des Lebens nach als darüber, warum und nach welchen Kriterien wir ihn eigentlich suchen. Mit anderen Worten: Wir untersuchen alles, nur nicht unsere Suche. Manche klugen Dichter haben sich darüber fein amüsiert. »Wenn kein Sinn darin ist, so erspart uns das eine Menge Arbeit, denn dann brauchen wir auch keinen zu suchen«, schreibt Lewis Carroll in Alice im Wunderland. Und der weltkluge englische Aphoristiker Ashleigh Brilliant setzt noch einen drauf, wenn er meint: »Besser das Leben ist sinnlos, als dass es einen Sinn hat, dem ich nicht zustimmen kann.«

Die Vorstellung, dass das Leben einen bestimmten Sinn hat, ist möglicherweise also gar kein sehr schöner Gedanke. Bezeichnenderweise ändert sich die Suche nach dem Sinn des Lebens häufig im fortschreitenden Lebensalter. Während man als Jugendlicher noch einen objektiven Sinn, mithin ein Lebensziel sucht, fragt man sich im hohen Alter eher: Hatte mein Leben einen Sinn?

Mit anderen Worten heißt dies: Habe ich es richtig gelebt? Die Frage nach dem Sinn verliert viel von ihrem enormen Erkenntnisanspruch. Aus einer philosophischen Überlegung wird eher eine psychologische Bilanz, im Zweifelsfall eine Selbstrechtfertigung. Dabei geht es eigentlich weniger um »Sinn« als um Erfüllung: Habe ich aus meinem Leben etwas gemacht, das mich erfreut hat und immer noch erfreut?

Viele Biologen würden dem sicher zustimmen: Das Ziel des Lebens ist es zu leben. So hat sich die Natur das offensichtlich gedacht, jedenfalls wenn sie denken könnte. Doch Proteine und Aminosäuren haben andere Eigenschaften als Sinn. Die vielleicht schönste naturwissenschaftliche Antwort bietet deshalb der Roman *Per Anhalter durch die Galaxis* des englischen Science-Fiction Autors Douglas Adams. In seinem Buch ersinnen Außerirdische den Computer Deep Thought («Tiefer Gedanke») eigens zu dem Zweck, die Frage aller Fragen zu beantworten: »nach dem Leben, dem Universum und dem ganzen Rest«. Der Computer rechnet und rechnet. Das Ergebnis wird euch nicht gefallen, meint Deep Thought nach einer Rechenzeit von 7,5 Millionen Jahren. Nur widerwillig spuckt er die Antwort aller Antworten aus: »Zweiundvierzig! Die Außerirdischen sind in der Tat enttäuscht. Aber Deep Thought wehrt sich. Frei nach Wittgenstein erklärt er die Frage, mit der er gefüttert wurde, zu einer unsinnigen Frage. Wer so unpräzise fragt, kann nicht einmal die eigene Frage ermessen. Wie soll er dann mit der Antwort etwas anfangen können? Nur um des lieben Friedens willen schlägt Deep Thought vor, man möge einen noch größeren, von ihm selbst erdachten Computer bauen, damit dieser nun die richtig gestellte Frage zur Antwort findet. Der Computer wird gebaut, und er beginnt mit der Suche nach der Frage. Dieser Suchprozess ist, wie später klar wird, nichts anderes als – die Erde. Doch die Erde gelangt nie zur richtigen Frage. Kurz vor Ablauf des Programms wird sie gesprengt – für das Verkehrsprojekt einer Hyperraumumgehungsstraße.

Vielleicht kennen tatsächlich nur die Schriftsteller und die Aphoristiker die Wahrheit. »Ich glaube, der Mensch ist am Ende ein so freies Wesen, dass ihm das Recht zu sein, was er glaubt zu sein, nicht streitig gemacht werden kann«, meinte einst der Physiker und Literat Georg Christoph Lichtenberg. Und das gilt genauso für die Sinnfrage. In meinem liebsten Jugendbuch, den *Prydain Chronicles* von Lloyd Alexander erklärt der uralte Zauberer Dalben seinem Sinn suchenden Ziehsohn Taran: »Oft ist die Suche nach einer Antwort wichtiger als die Antwort selbst.« Als Kind und Jugendlicher habe ich mich, genau wie Taran, ein bisschen über diese Antwort geärgert. Sie kam mir feige vor. Irgendwie war das doch eine Ausrede, selbst von einem alten weisen Zauberer. Heute denke ich, dass Dalben Recht hatte – zumindest bei einer so großen Frage wie jener nach dem Sinn. Denn die Einzigen, die je tatsächlich wussten, was der Sinn des Lebens ist, sind Monty Python in ihrem gleichnamigen Film: »Also, nun kommt der Sinn des Lebens. Nun, es ist wirklich nichts Besonderes. Versuch einfach nett zu den Leuten zu sein, vermeide fettes Essen, lese ab und zu ein gutes Buch, lass dich mal besuchen, und versuch mit allen Rassen und Nationen in Frieden und Harmonie zu leben.« Und wenn Sie mich fragen: Bleiben Sie neugierig, realisieren Sie Ihre guten Ideen, und füllen Sie Ihre Tage mit Leben und nicht Ihr Leben mit Tagen.